



# Invasion des Niedlichen

In der digitalen Kommunikation wimmelt es von farbigen Emojis.

Darf so viel kindliche Verspieltheit sein, oder lauert gerade in der Harmlosigkeit eine Gefahr? Von Anna Kardos

Irgendwann kriegten sie mich doch. All die Smileys, Blümchen und Babykätzchen mit Augen in Herzform. Ausreden zwecklos, obwohl die Sache ja eigentlich umgekehrt begann: Zuerst kriegte ich sie - in Kommentaren, SMS, Chats und Posts als bunte Armada von Bildchen, die sich auf einem Kinderpyjama gut machen würden, sich mittlerweile aber in unserer Kommunikation tummeln. Immer öfter, immer mehr, gern auch im Doppelpack. Die Rede ist von den Emojis und Emoticons, die in unserer Kommunikation gerade eine kometenhafte Karriere hinlegen. Zehn Milliarden der bunten Symbole verschicken wir täglich (Stand September 2020), 95 Prozent der Menschen, die das Internet nutzen, nutzen auch sie, unter ihnen Bundesräte, Starpianisten, Wissenschaftlerinnen, Menschen aller Altersgruppen. Wir alle werden von diesen lachenden Gesichtern, bunten Blumen und Vierbeinern hineinkomplimentiert in die schöne neue Welt des Niedlichen, wo Friede, Freude, Eierkuchen, pardon: Cupcakes regieren und der Weg zum inneren Kind nur einen Klick entfernt ist.

Da sitze ich nun vor meiner Tastatur, wie damals als Mädchen vor der Auslage der Konditorei. Was darf's denn sein? Die bunte Meerjungfrau, das Gespenst oder doch das flauschige Küken? Der Intellekt geht auf Tauchgang, das Kind in mir übernimmt - und hat offenbar eine ausgeprägte Schwäche für Süsses. Immerhin, damit bin ich nicht allein. Wer einmal eine Gruppe Erwachsener im Zoo vor dem Gehege mit Jungtieren gesehen hat, weiss das. Da erstaunt es auch nicht, dass Hello Kitty mehr erwachsene als minderjährige Fans hat. Sogar Friedrich Schiller sagte: «Lass mich ein Kind sein, sei es mit.» Und wer, wenn nicht der sprichwörtlich gewordene Dichter und Denker, muss es wissen? Allerdings hätte es ihn gar nicht gebraucht, der Einladung zum Infantilen wären wir auch so nachgekommen. Denn vielleicht sind wir Menschen tatsächlich nur dann ganz Mensch, wenn ein Teil von uns Kind sein kann. Aber ist unsere kindliche Freude schon Erklärung genug für die Invasion der Emojis?

Begonnen hatte diese 1982 mit einem Witz. Genauer: mit falsch verstandenen Witzen im News-Forum der Carnegie Mellon University. Also schlug der dortige Professor Scott Fahlman vor, unernten Inhalt mit einer Abfolge aus Doppelpunkt, Gedankenstrich und einer sich schliessender Klammer

zu kennzeichnen (-). Aus Schrift wurde Bild. Es war der Urknall zu einer neuen Ära. 1999 knallte es gleich nochmals. Als Shigetaka Kurita, Mitarbeiter der japanischen Telekommunikationsfirma Docomo, inspiriert durch Mangas, 176 kleine Piktogramme erschuf, um die Mobiltelefonie attraktiver zu machen. Die Maxime hiess dabei: unbedingt Harmlosigkeit. Diesem Grundsatz beugen sich seither vom Gespenst über den sich übergibenden Smiley bis hin zum Exkrement-Häufchen mit Kulleraugen alle Piktogramme. Anders als bei Fahlman können bei Kurita die Bildchen nicht mehr aus Tastaturzeichen zusammengesetzt werden, sondern bilden bestehende Symbole. Kurita nannte sie daher Emojis (zusammengesetzt aus japanisch e = Bild, moi = Schriftzeichen). Trotz der Anfangsilbe Emohat ihr Name nichts mit Gefühlen zu tun.

Für diese sorgen sie erst bei den Nutzern. Und das vorherrschende hiess: Begeisterung. Bald wurde zu Beyoncé's Hit «Drunk in Love» ein Videoclip ausschliesslich mit Emojis auf Youtube gestellt, auch Herman Melvilles monumentaler Roman «Moby-Dick» wurde integral in die bunten Piktogramme übersetzt. Gewisse Menschen gingen so weit, in Emojis die neue globale Universalsprache zu sehen. Sie irrten, sagt die Linguistin Christa Dürscheid, denn: «Wie Emojis semantisiert werden, hängt letztlich von den Akteuren selbst ab.» Zwar sorgt Unicode, ein internationales Konsortium, dafür, dass beispielsweise ein Regenbogen-Emoji, welches in China in ein Handy getippt wird, in der Schweiz als genau solches auf dem Display erscheint. Doch was der Regenbogen bedeutet, hält Unicode nirgends fest. Im Gegensatz zu Fahlmans Emoticon dient das Emoji auch nicht mehr zur Vermeidung von Missverständnissen. Es hat seine bedeutungstragende Komponente abgelegt und ist dadurch zum dekorativen

**Ein neues Zeitalter der Empfindsamkeit scheint heute angebrochen. Und ihre Kommunikation begibt sich auf Kuschelkurs.**

Element geworden. In seinem legendären «Ornament und Verbrechen» argumentierte Adolf Loos: «Evolution der Kultur ist gleichbedeutend mit dem Entfernen des Ornamentes aus dem Gebrauchsgegenstände.» Offenbar sehen wir das heute anders. Denn gerade dieses Dekorative und Unverbindliche an Emojis ermöglicht eine neue Kommunikation. Eine Kommunikation ohne substanzielle Bedeutung, ein Sprechen, ohne Explizites zu sagen. Aus dem einstigen Smalltalk ist ein Smallwrite geworden - nur dass dieser über die Grenzen des gepflegten Geplänkels hinaus von aller anderen Kommunikation Besitz ergreift.

«Ich wollte fragen, ob Sie schon Zeit hatten, die CD anzuhören», schrieb mir neulich ein Schweizer Musiker, am Ende des Satzes prangten zwei Smileys. «Gerne reservieren wir einen Termin für Sie», lässt mich der Coiffeur wissen, gekrönt wird der Text von einer Katze mit einem Herz zwischen den Pfoten. Ist digitaler Infantilismus ansteckend? Oder lechzen wir heute unter dem Diktat der Effizienzsteigerung danach, uns einmal dem sinnlos Verspielten hinzugeben? Jedenfalls ertappe auch ich mich dabei, meinen Nachrichten immer öfter bunte Bildchen hinzuzufügen. Sozusagen als emotionales Sahnehäubchen auf dem Geschriebenen und damit als unverbindlich Verbindendes.

Denn Emojis funktionieren wie ein Ticket für die Bubble des Gegenübers. Und vielleicht sind sie sogar mehr als das: eine herzchen-/hündchen-/törtchengewordene Botschaft «ich bin lieb zu dir, sei es auch zu mir». Ein neues Zeitalter der Empfindsamkeit scheint angebrochen, und ihre Kommunikation begibt sich auf Kuschelkurs. Tschüss, Kontroverse, tschüss, Argument! Schliesslich lässt sich mit einem Hunde-Emoji nicht gegen ein Katzen-Emoji argumentieren. Die Vagheit entbindet uns davon, Position zu beziehen, Verantwortung zu übernehmen. Was irritiert, wird ausgeblendet oder mit noch mehr Emojis weggeplästert. Die Sache hat nur einen Haken: Bubbles können platzen. Spätestens dann, wenn die CD des Schweizer Musikers nicht gefällt, der Coiffeur den Termin falsch notiert oder es um die Covid-Impfung geht, versagen Smiley wie Käzchen kläglich. Aber warum gleich immer vom Schlimmsten ausgehen? Wenn es so weit ist, können wir uns ja immer noch darauf besinnen, dass wir für solche Fälle etwas zur Hand hatten. Wie hiess es schon wieder? Ach ja, Diskussion.

# Viel Staub um nichts

Die sehnlich erwartete Neuverfilmung von «Dune» ist visuell sehr eindrücklich, aber inhaltlich zu flach. Im Grunde bedienen solche Epen totalitäre Phantasien.

Zwei Jahre lang hatten Trailer die Vorfreude auf «Dune» geschürt, Denis Villeneuves Neuverfilmung der berühmten Science-Fiction-Romane. Sie haben monumentale Bilder und Action versprochen und einen herausragenden Cast. Jetzt ist «Dune» endlich da, die Darstellerinnen und Darsteller sind so toll wie erwartet, die Bilder überwältigend. Aber auch spektakuläre Oberfläche kann nicht für zu dünnen Inhalt entschädigen. «Dune» ist viel Wüstenstaub um nichts. Bis jetzt. Eigentlich heisst der Film «Dune. Part 1», und so präsentiert er sich auch: als sehr lange Exposition für «Dune. Part 2», für den die Dreharbeiten noch nicht begonnen haben. Hoffentlich wird der zweite Teil des Films realisiert, sonst wäre der ganze Aufwand umsonst gewesen und wir würden nie erfahren, ob Paul Atreides (Timothée Chalamet) wirklich «the one» ist, der Erlöser, der sich

auf seiner Reise der Bewährungsprobe unterzieht, wie Helden aus Epen sie zu meistern haben. Man kennt das aus «Star Wars» oder «Lord of the Rings».

Paul, der in seinen Träumen hellsieht, ist der Sohn von Herzog Leto Atreides (Oscar Isaac). Leto wurde vom Imperator zum Herrscher über den Wüstenplaneten Dune ernannt, wo «Spice» geerntet wird, ein Rohstoff, der das menschliche Bewusstsein erweitert und Zeit- und Raumreisen möglich macht und damit das Universum wohl irgendwie zusammenhält. Letos Vorgänger Baron Harkonnen (Stellan Skarsgård), der die Macht über Dune und «Spice» nicht abgeben will, versucht die Familie Atreides zu ermorden, aber Paul und seine Mutter Jessica (Rebecca Ferguson) entkommen. Aber Dune ist bekanntlich ein lebensfeindlicher Planet. Statt Wasser gibt es Sandwürmer, die alles verschlingen. Nur die Fremden, ein Urvolk, weiss mit den Würmern umzugehen. Dieses wartet auf die Ankunft eines Messias. Paul glaubt und fürchtet, er könnte das sein.

«Dune. Part 2» wäre auch nötig, um ein paar Irritationen zu klären, etwa: Wenn die dunkelhäutigen Fremden sich am Anfang darüber beklagen, dass sie es satt haben, von Kolonialmächten unterdrückt zu werden, kann ihr Erlöser dann ausgerechnet ein Weis-



ser sein? Oder: Falls Paul wirklich der Messias und neue Anführer wird, dann wäre «Dune» vielleicht vordergründig eine Heldengeschichte, aber eigentlich eine totalitäre Phantasie. So wie auch «Game of Thrones».

Der irische Journalist Fintan O'Toole verglich die Serie 2019 mit einem rechtsnationalen Wunschnarr. Das Weltbild, das «Game of Thrones» transportierte, sei eines, von dem auch Faschisten träumten - die Libertären erwärme er nicht, man kann sie aber mit-

**Die Mutter hat Paul (Timothée Chalamet) trainiert für seine Aufgaben als Held.**

denken: Es gibt keinen gesellschaftlichen Zusammenhalt, nur das Recht des Stärkeren gilt. Entweder man schafft es, zu dominieren, oder man wird dominiert. Wer es nicht fertigbringt, in die schmale Schicht der Elite aufzusteigen, oder per Zufall da hineingeborn wird, ist dieser ausgeliefert, wird unterworfen, versklavt oder getötet.

Die Konflikte zwischen rivalisierenden Gruppierungen und Familien, ob in «Game of Thrones», «Dune» oder auch «Star Wars» können nur beendet werden, indem ein neuer Anführer die Herrschaft übernimmt und für Ordnung sorgt. Wer an dessen Heilversprechen glaubt und sich in dessen Diktat, blickt guten Zeiten entgegen.

In der Realität blickt man mit Sorge auf das Wiederaufleben von faschistischen Gelisten mancher Staatschefs. Die zunehmenden Repressionen, die von China ausgehen, beunruhigen. Warum also schauen wir uns verkappte totalitäre Phantasien so gerne im Kino an? Weil wir uns verführen lassen. Dass die Heldenfigur zum Anführer wird, gibt uns das gute Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen. Und Richtig von Falsch zu unterscheiden, ist hier viel einfacher als draussen im wahren Leben. *Densie Bucher*

«Dune» läuft ab 16. September im Kino.

# «Eric Clapton versteht den Blues nicht. Er imitiert ihn nur»

Die amerikanische Musikerin Adia Victoria hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Blues zurückzuerobern. Nicht als Folklore, sondern als gelebtes kulturelles Erbe. **Interview: Frank Heer**



«Respektiert die Menschen, die den Blues spielen!»: Adia Victoria an einem Konzert 2019 in Paris.

aber immer ganz normal, dass sich weisse Künstler die Musik von Afroamerikanern aneigneten und sie monetarisieren.

*Wenn man die Geschichte des Blues in drei Sätzen zusammenfassen müsste, lautete sie etwa so: Von Schwarzen erfunden, von Weissen geklaut, als Rockmusik in ein Millionen-geschäft verwandelt.*

Da muss man sich doch fragen, woher dieses Arroganz rührt, Kapital aus etwas zu schlagen, das einem nicht gehört. Die Menschen, die den Blues erfunden hatten, wurden ausgebeutet, ohne gebührend entschädigt oder gewürdigt zu werden.

*Der verstorbene Stones-Schlagzeuger Charlie Watts schilderte in einem Interview, wie sie als junge Band die alten Bluesleute bewunderten und kopierten. Und plötzlich waren sie viel berühmter als ihre Helden.*

Ziemlich beschissen, oder? Ich habe nichts gegen die Stones. Die Frage ist, wer am Ende akkassiert. Die Stones? Oder Muddy Waters? Das ist es, was mich sauer macht. Dass sich weisse Künstler nicht nur unser kulturelles Erbe aneignen, sondern die schwarzen Künstler meistens leer ausgehen. Da nützt es nichts, wenn man am Ende vor den alten Bluesmusikern den Hut zieht. Manchmal scheint es mir, dass man sich erst dann an sie erinnert, wenn sie tot sind. Oder fast tot.

*Da fallen mir Moby und sein Album «Play» ein, das vor 20 Jahren für Kontroversen sorgte, weil darauf Stimmen verstorbener Bluesmusikerinnen und -musiker zu hören waren.*

Für mich war das Blasphemie.

*Dabei kann man Moby ja nicht wirklich einen Rassist nennen, oder? War das einfach dumm von ihm?*

Wie kommen Sie darauf, dass Moby kein Rassist ist? Nicht das N-Word zu benutzen oder in einer Ku-Klux-Klan-Robe herumzurennen, bedeutet nicht, kein Rassist zu sein. Die Tatsache, dass Moby dachte, er hätte das Recht dazu, die Stimmen dieser Menschen, die nichts mit ihm und seiner Kultur zu tun haben, zu benutzen, ist rassistisch. Woher kommt die Annahme weisser Musiker, dass

Dem Blues zuzuhören, statt ihn auszubeuten, könnte für Weisse eine Chance sein, unsere Kultur und unser Erbe besser zu verstehen.

es in Ordnung ist, aus dem Blut, dem Schweiss und den Tränen meiner Vorfahren Kapital zu schlagen?

*Was für eine Rolle spielte der Blues in Ihrer Sozialisierung? Wann haben Sie den Blues entdeckt?*

In meinen frühen Zwanzigern, als ich eine Platte von Skip James hörte. Aber als Gefühl war er schon immer ein Teil von mir. Ich fand den Blues, wenn ich den Bus zur Arbeit in Atlanta nahm und mit Menschen sprach, die ums Überleben kämpften. Ich fand den Blues in der Küche meiner Grossmutter. Ich fand den Blues in der schwülen Sommerhitze, die einen ständig umarmt. Das ist für mich der Blues. Hier, im tiefen Süden der USA, liegt seine Seele.

*Ist die geografische Zuordnung wichtig?*

Ja, weil der amerikanische Süden der einzige Ort für Afroamerikaner ist, der so etwas wie ein Stück Heimat darstellt. Hierhin wurden unsere Vorfahren verschleppt, und von dort wanderten sie weiter.

*Aber ist der Blues als lebendige Musikform noch relevant? Oder ist er nur noch Folklore?*

Wenn ich einen jungen Musiker höre, der ein Stück von Robert Johnson Ton für Ton nachspielt, hat das nichts mit dem Blues zu tun. Ich kenne aber sehr viele junge Leute hier im Süden, die den Blues spielen und weiterentwickeln, so wie ich das tue.

*Warum hört man nichts von ihnen? Wenn ich an junge Bands denke, die sich dem Blues verschreiben, fallen mir die White Stripes und die Black Keys ein, aber kaum schwarze Musiker.*

Weil sich weisser Blues besser verkauft. Ich liebe die Musik der Black Keys und der White Stripes. Aber es ist bezeichnend, dass Sie noch nie von Tre Burt, Allison Russell, Leyla McCalla, Kyshona Armstrong oder Kirk Franklin gehört haben. Ausgezeichnete Roots- und Bluesmusikerinnen und -musiker. Aber das Musikgeschäft wird nun mal von weissen Männern dominiert.

*Ihr neues Album erscheint bei Warner, einem Major Label...*

Ich bin wohl eine Laune der Natur (lacht). Eine dieser Frauen, die man unter Vertrag nimmt und sagt: Schaut her, wir haben eine schwarze Frau im Angebot. Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich bin mit einem weissen Mann verlobt und arbeite mit weissen Musikern und Produzenten, etwa mit T-Bone Burnett. Aber ich bin es leid, immer die Ausnahme zu sein. Das ist doch traurig. Aber es gibt noch eine andere Seite der Münze.

*Ja?*

Als schwarze Frau, der beigebracht wurde, dass sie es nie schaffen würde, dass ihre

**Adia Victoria**

**Aufgewachsen in South Carolina, lebt die 35-jährige Musikerin heute in Nashville. Nächste Woche erscheint ihr neues Album «A Southern Gothic», das von Roots-Music-Spezialist T-Bone Burnett produziert wurde.**

Kunst bedeutungslos sei und dass man sie nicht verstehen würde, erfüllt es mich mit Genugtuung, wenn ich ein Konzert vor einem weissen Publikum spiele und sehe, dass ein Mann vor dem Bühnenrand in Tränen ausbricht. Dann weiss ich, dass ich es geschafft habe, diesem Menschen den Blues näherzubringen.

*Aber das meinte ich ja damit, als ich sagte, dass der Blues eine universelle Sprache ist.*

Ja, aber die Weissen waren schon immer sehr gut darin, uns Schwarze falsch zu verstehen. Dem Blues zuzuhören, statt ihn auszubeuten, könnte eine Chance sein, unsere Kultur und unser Erbe besser zu begreifen. Darum teile ich meine Musik auch gerne mit allen, die sich dafür interessieren. Ich will niemanden ausgrenzen. Aber das soll keine Einladung dazu sein, sich das Recht zu nehmen, Kapital daraus zu schlagen. Respektiert die Menschen, die den Blues spielten und noch immer spielen!

ANZEIGE



Winterthur  
Zürich Lochergut  
Zürich am Hauptbahnhof

reseda.ch

re  
se  
do